

Im Juni 2007 betritt ein Junge die Bühne eines Hotels bei Arusha, Tansania. Er ist groß, schlaksig, lächelt schüchtern. Vor ihm im Dunkeln sitzt das Publikum der „TED-Konferenz“. Das Kürzel steht für „Technology, Entertainment, Design“, es ist ein elitärer Zirkel von Wissenschaftlern, Künstlern, Erfindern aus aller Welt, jedes Jahr treffen sie sich, um Visionäre wie Al Gore oder Stephen Hawking über ihre Ideen sprechen zu hören.

Und jetzt steht da dieser Junge. William Kamkwamba, 19, aus Malawi, Sohn eines Tabakbauern. Mit 14 ist er von der Schule geflogen, weil die Eltern das Schulgeld nicht mehr zahlen konnten, eine Hungersnot hatte die Ersparnisse aufgezehrt. Doch dann hatte der Junge diesen verrückten Plan, der das Leben in seinem Dorf von Grund auf änderte. Ein Blogger schrieb darüber, so landete er hier.

„William, deine Idee vor fünf Jahren“, sagt der Moderator und lächelt, „worum ging's da?“ „Ich wollte ein Windrad bauen.“ „Um Strom zu gewinnen für Licht und Wasser?“ „Yeah.“ „Wie hast du das gemacht?“ Der Junge schwitzt, er spricht nur gebrochen Englisch, doch er pflügt sich durch die Sätze: „Ich... ging in die Bücherei... sehe mir ein Buch übers Windradmachen an... ich versuch's...“ – breites Grinsen – „... hab's gemacht!“ Das Publikum tobt.

Seit diesem Satz ist William Kamkwamba ein Held – nicht nur in Malawi, diesem schmalen Landstreifen im Südosten Afrikas, sondern unter Wissenschaftlern und Entwicklungspolitikern auf der ganzen Welt: Ein Teenie, der nicht auf Wunder wartet, sondern kurzerhand selbst die Dinge regelt – ist es nicht das, was Afrika, ach was, die ganze Welt, braucht? Das Video von Williams Auftritt wird im Internet tausendfach aufgerufen. Er wird zum „World Economic Forum“ eingeladen. Das „Wallstreet Journal“ widmet ihm eine Titelstory. Und Bryan Mealer, ein katastrophemeldungsmüder Afrika-Korrespondent, zieht für ein Jahr in Williams Dorf, um das große Abenteuer des kleinen Selbmadenieurs aufzuschreiben.

Im Herbst 2009 kommt „The Boy Who Harnessed The Wind“ in Amerika heraus. Es landet prompt auf der Bestsellerliste der „New York Times“. Man könnte diesem Buch, das morgen auch auf Deutsch erscheint („Der Junge, der den Wind einfing“), nun mit größtem Misstrauen begegnen. Rührselige, mit Hilfe weißer Ghostwriter geschriebene Autobiographien aus Afrika gibt es zuhauf. Literarisch sind sie meist eine Zumutung. Inhaltlich schicken sie den Leser entweder auf die immer gleich düstere Odyssee, die das

Ich hab's gemacht

Mit 14 Jahren baute William Kamkwamba aus Schrott ein Windrad. So wurde der Junge aus Malawi zu einem Helden für Wissenschaftler und Entwicklungspolitiker. Weil er nicht auf Wunder wartete. Und William Kamkwamba hat große Pläne: Er will Afrika erleuchten.

Aus Johannesburg berichtet Kristina Maroldt



Und es wurde Licht: die stolzen Eltern in ihrer bescheidenen Hütte

Bild vom darbenenden Kontinent und seinen wehrlosen Bewohnern aufs Finsterste bestätigt. Oder es wird, genauso einseitig, das Klischee vom fröhlichen Exoten gefeiert.

Nichts davon findet man hier. Erfrischend selbstironisch erzählt ein Teenager vom Dorfalltag, wie er südlich der Sahara hunderttausendfach zu finden ist, bisher aber kaum aus dieser Perspektive beschrieben wurde. Von wilden „Amerika gegen Vietnam“-Schlachten der Dorfjugend nach Vorbild alter „Rambo“-Filme erfährt man da, und vom Glück des Radiohörens. Von der fatalen Bedeutung, die Magie und Aberglaube auf dem Land noch heute haben, und vom mutigen Kampf des Dorfchefs gegen den lethargischen Präsidenten. Sicher, auch in Williams Dorf wird während der Dürre von 2001/2002 elend gehungert, Kinder müssen statt in die Schule zu gehen, auf dem Feld arbeiten, die Mutter stirbt fast an Malaria. Doch statt der sonst bei diesem Genre üblichen Lamenti dominieren die Fragen, mit denen der klei-

ne William beständig seine Umwelt löchert: „Wie geht das? Warum ist das so? Wie kann man das anders machen?“

Als er mit 14 die Schule verlassen muss, entdeckt William die Dorfbücherei. Zum Lesen der zerfledderten Lehrbücher reicht sein Englisch kaum, doch mit Hilfe der Bilder erschließt er sich das Funktionieren von Magneten und Motoren. Und er begreift: Die „großen, weißen Türme mit drei Flügeln“ auf dem Einband seines Lieblingsbuchs sind eigentlich Windräder! Man kann mit ihnen Strom erzeugen, also auch Radios, Glühlampen oder Wasserpumpen betreiben.

Monatelang plündert er den Schrottplatz des Dorfes, schwatzt seinem Vater das Familienfahrrad ab und bastelt schließlich unter den misstrauischen Blicken der Nachbarn („Der kleine Kamkwamba kifft zu viel!“) aus Abflussrohren, Fahrradteilen und einem Traktorgebläse ein Windrad. Gefährlich schwankt das Gerüst im Steppe wind, fast fackelt William mit dem Strom die Hütte seiner El-

tern ab. Doch zum ersten Mal haben die Kamkwambas nun elektrisches Licht. Die Nachbarn stehen Schlange, um ihre Handys aufzuladen. Und für den Leser wird die flott erzählte Coming-of-age-Story zum drängenden Appell: Investiert in Bildung, sonst wird sich in Afrika nie etwas ändern! Fördert Kreativität vor Ort, statt Konzepte von außen aufzupropfen! Und hört endlich auf, in Afrikanern nur minderbemittelte Opfer zu sehen!

Tatsächlich malt man sich nach der Lektüre unwillkürlich aus, was dieser Kontinent wohl Gewaltiges zustande brächte, hätten seine Recyclingkünstler, deren abenteuerliche Selbmadebatterien und -radios man allorts bestaunen kann, nur die Mittel, ihr Talent zur Gänze auszuleben. Und man fragt sich, wohin der Hype den jugendlichen Bastler eigentlich selbst katapultiert hat: Was macht ein Zweiundzwanzigjähriger, dem schon mit 19 eine Zukunft als Präsident Malawis prophezeit wurde?

Wer den Windradjungen heute treffen will, muss sich durch den Stau von Johannesburg kämpfen. In Honeydew, einem der besseren Vororte im Norden der südafrikanischen Metropole, liegt der Campus der „African Leadership Academy“. Die Schule ist eine private Bildungsoase, gesäumt von Birken und Trauerweiden, zwischen Backsteingebäuden stolzieren Pfaue. Hier holt William Kamkwamba seit Herbst 2008 das Abitur nach. Die 20 000 Dollar, die das kostet, zahlt die Schule. Das ist ihr Prinzip. Gesponsert unter anderem von Boston Consulting sollen hier Ausnahmetalente aus ganz Afrika unter Idealbedingungen die Hochschulreife erlangen. Dafür wird erwartet, dass sie nach dem Studium für mindestens zehn Jahre in Afrika arbeiten, den Kontinent durch neue Ideen voranbringen. Sonst muss das Stipendium zurückgezahlt werden.

Der junge Mann, der einem an der Pforte in Shorts, T-Shirt und Flip-Flops entgegenkommt, ist immer noch ein Schlaks, aber längst nicht mehr schüchtern. William grüßt mit lässigem Handschlag, sein Englisch ist fließend, der Blick aufmerksam, am Kinn sprießt der erste Flaum. Klar, sagt er, die letzten drei Jahre seien schon verrückt gewesen: „Manchmal habe ich das Gefühl, ich habe alles nur geträumt und wache gleich wieder auf.“ Doch dann fährt er zu seinen Eltern ins Dorf und merke: „Das ist alles real! Mein Windrad steht noch, und wir haben sogar eine Pumpe gebaut mit Wasserhähnen. Jetzt müssen die Frauen nicht mehr jeden Tag zwei Stunden zur Wasserstelle laufen. Die Kinder können abends bei elektrischem Licht lernen. Kostenlos, weil wir den Strom ja selbst produzieren. Selbst die Dürre

kann uns nicht mehr so treffen wie vor einigen Jahren.“

Auch sonst hat sich in dem 1500-Seelen-Nest einiges getan. Nach der Konferenz in Arusha hat William, der bis dahin von der Existenz des Internets nicht einmal ahnte, eine Homepage erstellt. Per Mausclick kann man dort für Projekte im Dorf spenden. Eine Fußballmannschaft, die die Kinder vom Kiffen und Trinken fernhält, wurde so schon gegründet, die Dorfbücherei neu bestückt. Mit dem Ausbau der völlig veralteten Grundschule, immerhin ein 50 000-Dollar-Projekt, wird in diesen Tagen begonnen.

Der Neid auf Williams plötzlichen Ruhm hält sich im Dorf so in Grenzen. Ohne die Prominenz „ihres“ Tüftler-Teenies, das wissen auch die skeptischsten Nachbarn, hätte es die Spenden nie gegeben. Und der Rummel um den Windradjungen reißt nicht ab: Kürzlich trat William in John Stewart's „Daily Show“ auf, ein Dokumentarfilm wird über ihn gedreht, ständig kommen Anfragen von Journalisten. Schon längst lässt Williams Schule nicht mehr alle Interviews zu, schottet den Jungen zunehmend ab, er soll sich auf die Prüfungen im Sommer konzentrieren.

William dankt die Ruhe, die man ihm lässt, durch Begeisterung für alles, was mit Technik zu tun hat. Und durch sehr konkrete Pläne, was seine und die Zukunft Afrikas angeht: Im Herbst will er nach Amerika gehen, zum Ingenieurstudium. „Und dann komme ich zurück und erleuchte Afrika! Auf Satellitenfotos ist der Kontinent nachts ja fast schwarz, weil es kaum Elektrizität gibt. Dabei wäre das mit Hilfe von Wind- oder Solarenergie leicht zu ändern. Und es würde das Leben so sehr verbessern.“



Der Erfinder

Das Equipment dafür soll am besten vor Ort kreierte und gebaut werden, findet er, so könnten Arbeitsplätze geschaffen und junge Talente wie er gefördert werden: „Wir sind so viele. Man muss uns nur Gelegenheit geben, unsere Gabe zu entdecken. Was nützt es, wenn Hilfsorganisationen fertige Pumpen in die Dörfer stellen und keinem erklären, wie sie funktionieren? Selbst können wir vielleicht viel bessere Modelle entwickeln.“

Und die Finanzierung? Wie will er die Investoren für die Verwirklichung seiner Träume zusammen-trommeln? William zuckt mit den Schultern: „Ich habe noch keine Ahnung!“ Dann grinst er: „Aber ich weiß: Wenn ich mir bei meinem Windrad über so was zu früh den Kopf zerbrochen hätte, hätte ich nie angefangen.“